

Kultur

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **81 (2001)**

Heft 4

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Harro Stammerjohann
ist Professor für romanische Sprachwissenschaft an der Technischen Universität Chemnitz. Ausser der Linguistik des Italienischen und des Französischen gehört die europäische Hochsprachenkultur zu seinen Arbeitsschwerpunkten.

«...AUF EINER GLATZE LOCKEN DREHEN»

Worte über Worte – über Worte

Ob es «populär» wird, muss sich ja eigentlich erst noch zeigen, aber diese Vorschusslorbeere nehmen schon andere von ihm bzw. zusammen mit ihm verfasste Bücher für sich in Anspruch, so das «Lexikon der populären Irrtümer» und das «Lexikon der populären Listen» – und so nun auch *Walter Krämers* «Modern Talking auf deutsch», laut Untertitel «Ein populäres Lexikon». Populär ist allemal Krämer selbst, von Haus aus Wirtschafts- und Sozialstatistiker an der Universität Dortmund und vielseitiger Autor, der sich insbesondere mit allerlei Initiativen gegen die Anglisierung der deutschen Sprache einsetzt, darunter mit einem «Verein Deutsche Sprache». Sein neues Buch nun zeigt «in alphabetischer Reihenfolge die 1000 wichtigsten Wörter und Begriffe, die wir alle für eine brightere (breitere) gemeinsame future dringend nötig brauchen». Seine Definitionen, wenn man sie denn so nennen kann, bewegen sich zwischen Komik und Kalau. Nichts gegen Lesarten wie *background* = «Besonders stabiler Tortenboden», *barcode* = «Gesamtheit aller Verhaltensregeln an der Bar» oder *safety first* = «Sicherheits-Dachbalken». Aber das ist nicht über tausend Stichwörter durchzuhalten. Schon bemühter klingen Einträge wie *airmehl*: «Luftpost. Ist erheblich schneller, aber auch teurer als *surface mehl*. Noch schneller ist die *i-mehl*, aber dazu muss man erst den grossen *Pidgin-Schein* erwerben» – lieber ganz zu schweigen von *airport*: «Nicht zu verwechseln mit *Erb-Ort* (Bürozimmer des Notars).»

In einem Nachwort diskutiert Krämer Argumente dafür, der Entwicklung zum Englischen hin ihren Lauf zu lassen. Dabei sind die Zahlen, auf die er sich beruft, an und für sich fragwürdig. Warum es im Deutschen über 7000 Anglizismen geben soll, also mehr als doppelt so viele wie etwa im Französischen oder Italienischen gewöhnlich angenommen werden, erklärt

er nicht, und es ist auch nicht zu erklären. Jede Zählung ist anders, angefangen bei der Frage, ab wann ein englisches Wort, das in einer Sprache zu hören oder zu lesen ist, als Anglizismus dieser Sprache zu gelten hat – auch, bis wann, denn es kommen nicht nur neue Wörter hinzu, es gehen auch alte wieder unter: wie lange wird man noch wissen, was *Aerobic* war? Aber vielleicht kommt es auch nur darauf an, dass der Einfluss des Englischen als zu gross empfunden wird, und als zu gross empfindet ihn gewiss nicht nur Krämer. Nun können Puristen zumeist die Sprache, vor der sie ihre eigene schützen wollen, so auch Krämer; er kann Englisch und hat Recht damit, dass es «gerade die Masse der Halbgebildeten» ist, «die in englischen Imponiervokabeln schwelgen». Aber bedeutet das nicht, dass zur Kanalisierung des englischen Einflusses ein anderer Sprachunterricht, welcher Sprachvergleich und Sprachkultur einschliesst, erfolgreicher wäre als die Jagd auf Anglizismen?

Übrigens fand schon *Kurt Tucholsky*: «Der Engländer hat für jeden Begriff ein Wort und für jede seiner Nuancen noch eins – da ist ein grosser Wortreichtum. Bei dem Franzosen ist das anders. Wenn man den fragt, wie ein besonders kniffliger Begriff auf französisch heisse, dann denkt er lange nach. Und dann sagt er *«faire»*.» Das ist eins der Dikta, die *Christoph Gutknecht* in seinem Buch «Lauter Worte über Worte» gesammelt hat. Auch dieses Buch ist lexikalisch angelegt, die Einträge sind unter Stichwörtern gruppiert, z. B. «Dialekt», «Grammatik» oder «Satz», aber auch «Agitator», «Epigonen» oder «Rundfunk» – Sprache und Literatur sind ein weites Feld! Mitunter treffen sie sprachwissenschaftliche Einsichten oder Überzeugungen, so das zitierte von *Tucholsky*. Die meisten sind von sprichwörtlicher Kürze, aber einige gehen über mehrere Seiten, so Passagen von *Goethe*

über das Übersetzen, und einige haben gebundene Form: ein Vierzeiler «Sprachforschung» von Grillparzer, Morgensterns «Interpunktionen» oder die «Elegie auf den Tod eines Lautes» von Karl Kraus... Keine sprachwissenschaftliche Dissertation, für die sich hier kein Motto fände!

Aber gegen ein Diktum des französischen Aphoristikers Chamfort, das er unter dem Stichwort «Bonmot» zitiert, ist Gutknecht selbst nicht gefeit gewesen: «Die meisten, die Sammlungen von Gedichten oder Bonmots herausgeben, gleichen denen, die Kirschen oder Austern essen. Sie nehmen zuerst die besten und essen schliesslich alle.» Nicht, dass es 391 Seiten «Runde und spitze Gedanken über Sprache und Literatur», wie der Untertitel lautet, nicht geben könnte, aber von den hier versammelten sind nicht alle so rund oder spitz wie das unverwüstliche Aperçu von Kraus: «Ein Feuilleton schreiben heisst auf einer Glatze Locken drehen», und manche stehen wohl nur da, weil sie schon in anderen Sammlungen standen, z. B. «Wie der Mann ist, so redet er», gleich anschliessend noch einmal in der Variation «Wie einer redet, so ist er.» Mehrmals wird gar ein und derselbe Wortlaut im Abstand von wenigen Seiten wiederholt, aber das dürfte dann die Tücke des Objekts Computer gewesen sein, indem dieser Eintrag, statt an eine andere Stelle versetzt zu werden, an diese Stelle kopiert wurde. Die wenigsten Dikta sind genau belegt, viele überhaupt nicht, und auch aus anderen Sprachen stammende werden im Allgemeinen, ausgenommen einige jiddische, nur auf deutsch wiedergegeben. Das ist bedauerlich, denn je kürzer ein Text ist, desto sprachabhängiger. Zugegeben: wer kann schon Albanisch, aber wenn da unter «Wort» steht: «Worte sind weiblich, Taten männlich», so wird das im Deutschen sinnlos, wo Wort sächlich und Tat weiblich ist. Zur Unterhaltung einer Abendgesellschaft taugen die «Worte über Worte» allemal, man muss sich nur vorher ankreuzen, was man daraus vorlesen will. Wer mehr als ein anekdotisches Interesse an Sprache hat, lese nicht, was der Hamburger Anglist Gutknecht über Sprache gesammelt, sondern was er über Sprache geschrieben hat, und davon steht mehr in seinen Büchern «Lauter böhmische Dörfer. Wie die Wörter zu ihrer Bedeutung kamen», auch «Lauter spitze Zungen.

Je kürzer
ein Text ist,
desto sprach-
abhängiger.

Walter Krämer, *Modern Talking auf deutsch. Ein populäres Lexikon.* Piper, München Zürich 2000.
Christoph Gutknecht, *Lauter Worte über Worte. Runde und spitze Gedanken über Sprache und Literatur.* Beck, München 1999.
Willy Sanders, *Was die Wörter uns verraten. Kleine Geschichten rund um die Sprache.* Beck, München 2000.

Geflügelte Worte und ihre Geschichte», beides Bände aus derselben Reihe.

Oder er lese Bücher wie diejenigen des emeritierten Berner Germanisten Willy Sanders, zuletzt «Was die Wörter uns verraten.» Ein «bekannter Sprachforscher» zu sein, der «unterhaltsame Gedanken und Geschichten über Sprache und Stil» versammelt habe, «alles spannende Themen, die hier ohne tiefgründige Fachsimpelei, sondern erfrischend klar, allgemeinverständlich und kurzweilig präsentiert werden» – solche Werberhetorik hat der angesehene Verfasser vieler sprachwissenschaftlicher und sprachkritischer Werke nicht nötig, und auch sein neues Buch ist nicht «populär», wie dieser Verlag das Wort zu verstehen scheint. Der Untertitel «Kleine Geschichten rund um die Sprache» ist bescheiden für sieben glänzende Essays über Sprache und Stil. Sie handeln von der Geschichtlichkeit von Sprache: dem ewigen Leiden an der Unzulänglichkeit ihrer Verschriftlichung, der Emanzipation der deutschen Hochsprache vom Lateinischen, der mittelalterlichen Erfahrung der Mehrsprachigkeit. Bis in die kognitive Linguistik führt ein Essay von der Versprachlichung der Rechts/Links-Seitigkeit, ihre anthropologische Fundierung und kulturellen Implikationen. Wer nach dem Essay über «Missingsch – jenes halbe Platt», nämlich das «meissnische» Hochdeutsch in plattdeutschem Munde mehr wissen möchte, sei darauf hingewiesen, dass Sanders auch ein höchst lesenswertes Buch über «Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch» geschrieben hat. (Der Eindruck des Niederdeutschen Sanders, dass das Schweizerdeutsche «kraftvoller denn je» sei, ist gewiss begründet – derjenige, dass sich auch das Plattdeutsche erholt, vielleicht doch nicht: zu gross sind schon die Bezeichnungslücken.) Weitere Essays gelten der sprachlichen Höflichkeit; der Frage, wie komplex sprachliche Ausdrücke sein dürfen; den Versprechern, und wie es dazu kommt; und der Sprache «zwischen Alltag und Kunst»: dem guten Stil, der eben nicht darin liege, «auf einer Glatze Locken zu drehen», sondern in der der Ausdrucksabsicht angemessenen Nutzung der Sprachmöglichkeiten. Darauf verstehen sich wenige so wie Sanders selbst, der mit diskreter Gelehrsamkeit nicht nur die Sprache, sondern auch ihre Erforschung interessant macht. ♦

DER GENIALE DILETTANT RUDOLF GEIST

Anton Thuswaldner,
geboren 1956 in Lienz
(Osttirol), studierte
Germanistik und Ge-
schichte in Salzburg.
Dissertation über den
zeitgeschichtlichen
Roman der Bundesrepu-
blik in den Fünfziger-
jahren. Lebt als Lite-
raturkritiker in Salzburg.
Herausgeber einiger
Bücher, zuletzt erschien
die Anthologie «Öster-
reichisches Lesebuch»
im Piper Verlag in
München.

Er war für alles zuständig. Er schrieb Prosa, Lyrik, Dramen, arbeitete für den Film, machte rege mit im kulturellen Leben seiner Zeit, mischte sich in die Politik ein, nichts liess ihn unberührt, alles, was geschah, hatte unmittelbaren Einfluss auf sein Denken, sein Fühlen, sein Schreiben. Er war voller Pläne, ein Leben reichte nicht aus, sie zu verwirklichen. Das war sein Schicksal. Er wollte immer mehr bewältigen, als ihm möglich war. Das lag an den Umständen der Zeit, die gar nicht günstig für einen Querkopf wie *Rudolf Geist* waren, und das lag an Rudolf Geist selber, der sich ohne Mass und Ziel in die Arbeit stürzte und dessen Fähigkeiten, bei Licht besehen, doch recht begrenzt waren. Am 13. Juni 1900 wurde er im niederösterreichischen Garschönthal geboren, am 22. April 1957 starb er in Wien. Dazwischen liegt das rastlose Leben eines Menschen, den es nicht auf der Stelle hielt. Er hatte so viel vor, dass er sich verzettelte. Er brachte nicht die Konzentration für eine Sache auf, deshalb wirkt vieles von dem, was er schrieb, wie flüchtig hingeworfen. Er war kein Tüftler, sondern einer, der davon ausging, dass, was er einmal geschrieben hatte, schon in Ordnung war.

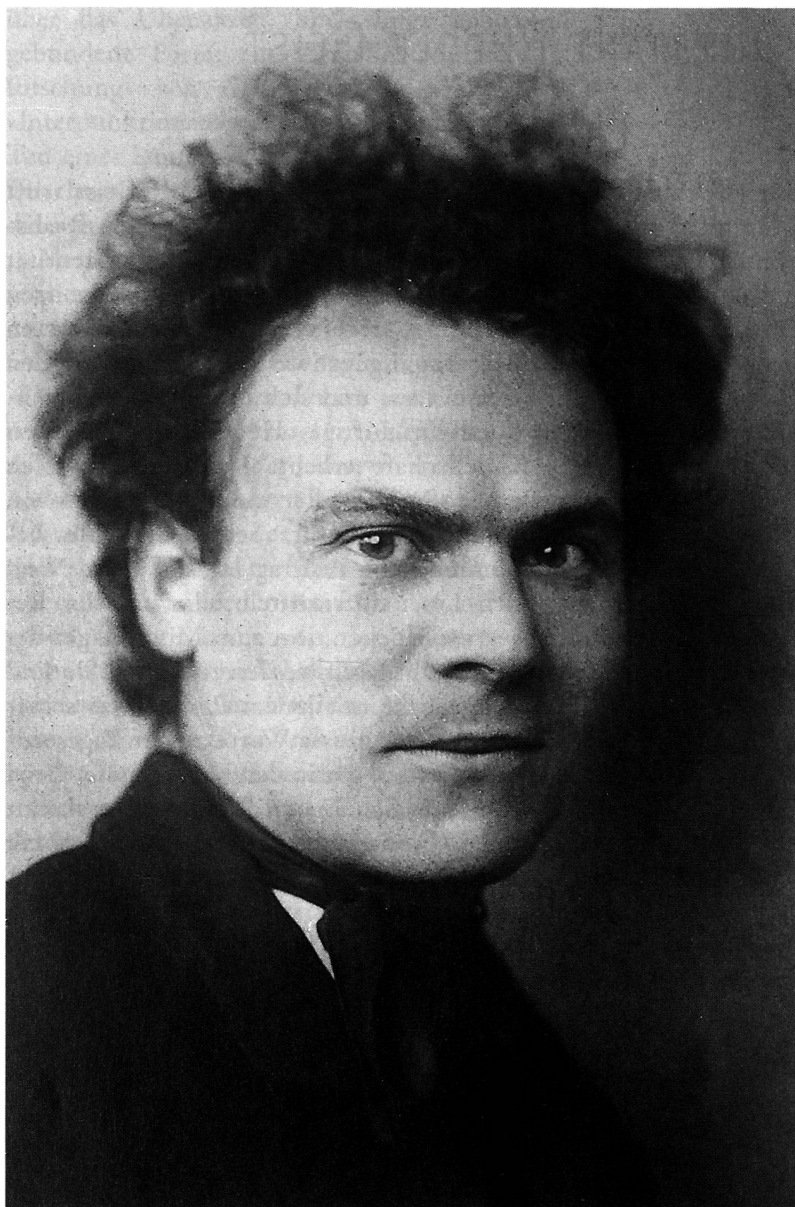
Eigentlich, das wird im Lauf der Zeit deutlich, die man auf die Lektüre des Werks von Rudolf Geist verwendet, haftet ihm nicht die Identität eines Schriftstellers an. Er war ein Welt- und Menschenverbesserer, der das geschriebene Wort für sich entdeckt hatte, um Einfluss auf das Denken der anderen zu nehmen. Es ging ihm weniger um die Entdeckung der Welt im Schreiben, als vielmehr um die Beglückung der Welt mit seinen Ansichten und Einsichten. Rudolf Geist leistete harte Arbeit an der Menschwerdung des Menschen. Seine Texte sollten zeigen, was der Fall ist, sie lieferten eine Bestandsaufnahme einer ungerecht eingerichteten Gesellschaft, und sie traten in der Schrift den Beweis an, dass eine bessere Welt nicht nur vorstellbar, sondern auch machbar sei. Dafür wurde er nicht müde, Pläne zu entwickeln.

Im Bewusstsein des Rudolf Geist trifft sich der Visionär mit dem harten Realisten. Es macht seine eigentliche Identität aus, dass er mit den üblen Verhältnissen abrechnet, sich von der tonnenschweren Last des allgegenwärtigen Leids zu Boden ziehen lässt und sich im nächsten Augenblick in luftige Höhen einer idealen Gesellschaft erhebt. Lyrik ist für solch einen Schriftsteller eine andere Art von Gebrauchsliteratur. Seine Gedichte bekommen den Auftrag mit auf ihren Weg, den Leser aufzurütteln, ihn aus der Reserve zu locken, ihn zum Mitankläger der Ungerechtigkeit werden zu lassen. Sie sind vollgepackt mit jenem Pathos, das seiner Zeit, in der grosse Worte an der Tagesordnung waren, gut in den Kram passte. Geist wurde in den Ersten Weltkrieg geschickt, seine Fronterfahrung geht ein in ein Gedicht der Anklage:

*Wie einsam bin ich
und wie mich die Granaten schrecken –
obwohl es heute nur ein Spiel ist, wie sie sagten.
Wie die Piave dampft und leuchtet,
wenn vom Montello die Scheinwerfer spähn.
Hier ist der Tod
bei Gott ein grausam magisches Erlebnis...*

Rudolf Geist, das ist der Schriftsteller, der auf der richtigen Seite steht. Er solidarisiert sich mit den Entrechteten, er macht sich stark für die Schwachen, er sehnt sich nach einer neuen Weltordnung. Er neigt zum Schwärmen, weil er, stets auf der Suche nach dem Positiven, Frieden und eine ideale Gesellschaft imaginiert. Als Schriftsteller ist er ein genialer Dilettant, der – so paradox das klingen mag – sich um die Wirklichkeit nicht schert, weil er seinem literarischen Projekt lebt, dem er alles andere unterordnet.

Geist kommt aus ärmsten Verhältnissen, ein Leben lang schafft er es nicht, sich hinaufzuarbeiten. Er verweigert sich der banalen Wirklichkeit um ihn herum. Sie wird ihm zum Schreib Anlass, an der Wirklichkeit erprobt er seine Theorien. Im Unglück sieht er die Alternative des anderen, besseren Lebens, in der Katastrophe macht er schon den Vorschein des glücklicheren Künftigen aus. Man sehe sich nur einen



seiner stärksten Texte an, den Augenzeugenbericht «Die Wiener Julirevolte», in dem er Edelmüt der Arbeiter mit Veruchtheit von Polizei und Justiz kontrastiert. Was war geschehen? Die Mörder zweier Menschen, die sich im Jänner 1927 einem Demonstrationszug angeschlossen hatten, wurden im Juli des Jahres freigesprochen. Daraufhin kam es zu Ausschreitungen, der Brand des Justizpalastes ist ein Symbol österreichischer Geschichte. Die Polizei griff brutal durch.

Rudolf Geist beobachtete, notierte, kommentierte. Er sah die Tragödie, und darin machte er den Keim der Humanität aus, wenn er Arbeiter mit dem Rechtsgefühl ausstattet: «Nie noch hat ein Arbeiter einen Frontkämpfer erschossen.»

Rudolf Geist kommt viel herum, knüpft Kontakte zu Gleichgesinnten, zu Revo-

Rudolf Geist, 1900–1957.

lutionären, Pazifisten und Anarchisten, zu jenen hellen Köpfen, die sich in der Zwischenkriegszeit dem dumpfen Zeitgeist entgegenstemmen. Sie stehen alle auf verlorenem Posten, sie scheitern, und das gereicht ihnen heute zur Ehre. Rudolf Geist unterhielt Beziehungen zu Leuten in Stuttgart, Berlin, Heilbronn und Weinsberg, er war umtriebig, war in Projekte eingebunden und lieferte Ideen, die in einer aufgeklärten Gesellschaft hätten zum Blühen gebracht werden können.

Es ist überaus beachtlich, was Rudolf Geist alles auf die Beine gestellt hat, wie aktiv er Einfluss genommen hat auf Menschen, immer im Hinblick auf eine Zukunft, die dem Menschen gemäss sein sollte. Er gründete im Jahr 1937 gemeinsam mit Otto Basil die Zeitschrift «Plan», die bald aus politischen Gründen eingestellt wurde. 1945, als Basil daran ging, das Projekt ein zweites Mal ins Leben zu rufen, war Rudolf Geist wieder zur Stelle. Die Zeitschrift sollte den demokratischen Kräften ein Forum bieten und der «Wiederaufrichtung eines geistigen Österreichertums von politischer und kultureller Aktivität, europäischer Gesittung und Gesinnung sowie weltbürgerlicher Fülle» zum Durchbruch verhelfen. Aber weniger beachtlich sind seine eigenen schriftstellerischen Bemühungen, deren Ergebnisse heute schwer zu ertragen sind. Er besang Zigeuner, pries die Indios, jubelte im Poem «Wandert, ihr Völker der Neger!» eine schwarze Kultur hoch:

*Ihr von Afrika, herrliche Neger, schwarze Natur
Von ewiger Herkunft, geboren aus Sonnen und
Sternen,
Ihr, deren Ahne der Gott ist: die Erde im Licht,
Die ihr alle zusammen der Gott seid, Skulpturen
der Schöpfung,
Schwarze Früchte vollendeter Leuchtkraft der
Sonne –
Gebäret Millionen und Abermillionen, wie der Wind,
Schwarzer heiliger Kinder...*

Seit seinen jungen Jahren hatte Rudolf Geist im Sinn, den Menschen Auswege aus Unterdrückung und Entmündigung zu bieten. Im Lauf der Jahre wird immer klarer, dass er eigentlich eine Mission erfüllt. Alles, was er schreibt, dient dem Zweck, den menschlichen Fortschritt auf Erden zu befördern. Nichts lässt er unversucht, seinem Auftrag gerecht zu werden. Die Krönung seines späten Werks ist die Schrift «Die Macht der Menschheit», ein

Werk, das nichts Geringeres unternimmt, als ein Programm für die Weltsozietät zu entwerfen. Damit legt er einen grossen Entwurf für ein harmonisches Zusammenleben aller Völker unter einer allgemeinverbindlichen Verfassung vor. Das erinnert an seine frühen Jahre, in denen er ein Manifest verfasst, das den Menschen als Teil des Kosmos begreift, sehr schwärmerisch, sehr enthusiastisch, ein flammender Appell: «Weltall, Erde und Ichbewusstsein sind eine Einheit, demjenigen, der bewegt und mit der Bewegung des Fühlens, Denkens allumfassend lebt.» Im tiefsten Inneren bleibt Rudolf Geist sein Leben lang ein Jubel-Charakter. «Alles für den Menschen schicksalhafte Geschehen ist verursacht aus menschlichem Willen und Handeln...», schreibt Geist in seinem späten Entwurf für eine Welt-Verfassung; «Was auf Erden an Leid ist, das stammt aus Entwicklung mit bedrückenden Verhältnissen, welche die Entwicklung hemmen, ihr Grenzen stecken»,

Karl-Markus Gauss,
Till Geist (Hgg.): *Der unruhige Geist. Rudolf Geist – eine Collage.*
Otto Müller Verlag,
Salzburg 2000.

schreibt der Schriftsteller als junger Mann. Aber während Geist in seinen letzten Jahren realpolitisch zu argumentieren sucht, Planspiele von Macht und wie ihr zu begegnen sei auf dem Papier entwirft – reichlich idealistisch, fürwahr – sah der junge Rebell den Vagabundismus als revolutionäre Kraft in Einklang mit den Sternen: «Die grössten Vagabunden sind die Sterne, ewige Vagabunden.»

Das ist eines der bedrückendsten Bücher des Jahres 2000. Karl-Markus Gauss und Till Geist haben einige von Rudolf Geists Texten in einem hervorragend gestalteten Band zugänglich gemacht und sorgsam biographische und werkgeschichtliche Daten beigesteuert. Zu lesen ist von einem, der in die Literaturgeschichte gehört. So viel Hoffnung, so viel Überschwang, so viele Pläne, so viel Arbeit sind in das Werk dieses Autors eingegangen, und kaum etwas ist geblieben. Hat sich der gigantische Aufwand vielleicht gar nicht gelohnt? ♦

VON DER REDAKTION EMPFOHLEN

Hans Baumann, *Wo geführt wird, ist auch Erziehung im Spiel.* Comenius, Hitzkirch 2000.

Christian Ruch, *Struktur und Strukturwandel des jurassischen Separatismus zwischen 1974 und 1994.* Paul Haupt, Bern 2001.

Myriam Eser Davolio, *Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Gewalt.* Paul Haupt, Bern 2000.

Kurt Marti, *das lachen des delphins. Notizen und Details.* Mit einem Nachwort von Elsbeth Pulver. TVZ, Zürich 2001.

Eduardo Belgrano Rawson, *Schiffbruch der Sterne. Roman.* Aus dem Spanischen übersetzt von Lisa Grüneisen. C.H. Beck, München 2001.

Sibylle Mulot, *Das ganze Glück. Eine Liebesgeschichte.* Mit einem Hafis-Orakel. Diogenes, Zürich 2001.

Ulrike Ackermann, *Sündenfall der Intellektuellen. Ein deutsch-französischer Streit von 1945 bis heute.* Mit einem Vorwort von François Bondy. Klett-Cotta, Stuttgart 2000.

Henry Sapparth, *Das Leben der Lilo Hehner. Kaleidoskop einer uralten Berlinerin.* Edition Hewis, Berlin 2000.

Harald Wenzel-Orf, *Mit hundert war ich noch jung. Die ältesten Deutschen.* Mit einem Essay von Günter Kunert. Econ, München 2000.

Jakob Arjouni, *Kismet. Ein Kayankaya-Roman.* Diogenes, Zürich 2001.

César Keiser, *Wer lacht, lebt länger! Mein Cabaret-Jahrhundert.* Paul Haupt Verlag, Bern 2001.

Walter A. Schelling

lehrt Psychologie an der Universität Zürich. Geboren 1947, erlebte er Kindheit und Schulzeit bis zur Maturität in Vorarlberg. Von 1967 an studierte er an der Universität Zürich Psychologie, Philosophie und Pädagogik. Promotion im Jahre 1973, Habilitation 1978. Sein Interesse gilt Problemstellungen der Psychologischen Anthropologie, der Tiefenpsychologie und der Hermeneutik. Davon zeugen auch seine Bücher «Sprache, Bedeutung und Wunsch. Beiträge zur psychologischen Hermeneutik»; «Lebensgeschichte und Dialog in der Psychotherapie»; «Tiefenpsychologie und Anthropologie».

DER MENSCH UND DIE GESETZE DER NATUR

Themen und Argumente im Werk von Carl Friedrich von Weizsäcker

«Die Natur ist älter als der Mensch. Er ist aus der Natur hervorgegangen und untersteht ihren Gesetzen. (...) Der Mensch ist älter als die Naturwissenschaft. Die Natur war nötig, damit es Menschen geben konnte; der Mensch war nötig, damit es Begriffe von der Natur geben konnte.»

In diesen Sätzen aus der «Geschichte der Natur» von Carl Friedrich von Weizsäcker zeigt sich jenes suchende Staunen, dem viele Physiker dieses Jahrhunderts Ausdruck verliehen haben. Wie konnte die Natur in der Gestalt des Menschen ein Wesen aus sich hervorgehen lassen, das sich in seinem Denken und Erkennen auf diese Natur beziehen kann? Die radikalen Umwälzungen, welche die Physik im ersten Drittel unseres Jahrhunderts erfuhr, haben diesem Rätsel eine verschärfte Gestalt gegeben. Albert Einstein sagte, das Wunder, das einzig wahrhaft Erstaunliche sei, dass es überhaupt eine Wissenschaft gibt, dass es zwischen der Natur und dem menschlichen Geist eine Übereinstimmung gibt. Der englische Mathematiker und Astrophysiker James Jeans schrieb in seiner Arbeit «Der Weltenraum und seine Rätsel»: «Die Naturgesetze können wir uns als Denkgesetz eines universalen Geistes vorstellen. Die Gleichförmigkeit der Natur verkündet die innere Konsequenz dieses Geistes.»

Welche Stellung kommt dem Menschen zu in der Entwicklung der Welt und der Natur? War die Entwicklung zum Menschen innerhalb der Natur notwendig, damit «die Welt sich selbst im Lichte des Bewusstseins aufleuchte?» – Diese Frage stellt Erwin Schrödinger in seinem Text «Geist und Materie». Und weiter: «Wäre sie ohne das ein Spiel vor leeren Bänken geblieben, für niemanden vorhanden, und darum recht eigentlich nicht vorhanden? Das scheint mir der Bankrott eines Weltbildes. Hier einen Ausweg zu finden, dürfen wir uns nicht hindern lassen, sollte auch rationalistische Weisheit darüber lächeln oder spotten.»

Weizsäckers Auseinandersetzung mit diesen Fragen ist fundiert in seiner Grundkonzeption der «Einheit des Wirklichen», die aus seiner philosophischen Auseinan-

dersetzung mit der Quantentheorie und aus der wirkungsgeschichtlichen Interpretation der philosophischen Tradition hervorgegangen ist. Der deutsche Idealismus, die Erkenntnistheorie Kants, vor allem aber die Platonische Philosophie stehen dabei im Zentrum.

Warum gelten mathematische Gesetze in der Natur?

Im mathematischen Naturgesetz könne der Mensch genau das an der Natur verstehen, was überhaupt an ihr verstanden werden kann; und verstanden werden in diesem Sinne kann das, so erläutert Weizsäcker in der «Geschichte der Natur», was eine objektive Beziehung auf den Geist hat. «Die Natur ist nicht subjektiv geistig; sie denkt nicht mathematisch. Aber sie ist objektiv geistig; sie kann mathematisch gedacht werden. Dies ist vielleicht das Tiefste, was wir über sie wissen.»

Weizsäcker hat sich in erkenntnistheoretischer und in problemhistorischer Sicht immer wieder mit der Frage beschäftigt, warum mathematische Gesetze in der Natur gelten. Seine wissenschaftshistorischen Analysen zeigen die Vielfalt der möglichen Antworten. Lehrreich ist in diesem Zusammenhang der Aufsatz «Platonische Naturwissenschaft im Laufe der Geschichte». In der Physik wurden immer mehr Teildisziplinen vereinigt und auf eine vertiefte gemeinsame Grundlage gestellt. Das Resultat der Entwicklung der Physik ist nach Weizsäcker, «dass sie eine Einheit als Grundprinzip hat, und die Frage ist, ob diese Einheit nicht wesentlich zu tun hat mit derjenigen Einheit, die Platon seinerzeit zu denken suchte». Weizsäcker befragt hier bedeutende naturwissenschaftliche Epochen daraufhin, wie sie diesen Platonischen Einheitsgedanken zur Entfaltung bringen;

er fragt auch, ob dieser Gedanke zu einem tieferen Verständnis moderner wissenschaftlicher Grundprobleme hinführt. Im Zuge dieser wissenschaftshistorischen Analysen wird der Blick auch auf Kepler – eine historische Lieblingsgestalt von von Weizsäcker – gerichtet, der die Naturwissenschaft des 17. Jahrhunderts im Geiste des christlichen Neuplatonismus verstand. Kepler begründet das empirische Faktum des Erfolgs der Mathematik in den Naturwissenschaften durch einen Rekurs auf das Schöpfungswerk Gottes in der doppelten Gestalt der Erschaffung der Natur und der Erschaffung des die Natur wissenden, verstehenden Menschen. Kepler glaubte, dass die Erfahrung eine Analyse mit strenger Mathematik zulässt. Bei der Frage, warum dies so ist, argumentiert Kepler theologisch. Keplers Argumentation in seinem Werk über die Welt-Harmonik lautet in der gedrängten Schilderung von von Weizsäcker so: *«Gott hat die Welt geschaffen gemäss seinen Schöpfungsgedanken. Diese Schöpfungsgedanken sind die reinen Urgestalten, die Platon Ideen nannte, und die für uns relevante Art dieser Urgestalten sind die mathematischen Gestalten, sind Zahl und*

Die Naturwissenschaften wurden während langer Zeit stark geprägt von einem mechanistischen Weltbild.

In der Atomphysik des 20. Jahrhunderts ist diese Auffassung in den Hintergrund getreten.

Figur. Diese sind die göttlichen Schöpfungsgedanken, denn sie sind reine Formen. Diesen Formen gemäss hat Gott die Welt geschaffen. Der Mensch ist von Gott geschaffen nach dem Bilde Gottes. Gewiss nicht nach dem körperlichen Bilde Gottes, denn Gott selbst ist unkörperlich, sondern nach dem geistigen Bilde Gottes, und das heisst, dass der Mensch imstande ist, die Schöpfungsgedanken Gottes nachzudenken. Dieses Nachdenken der göttlichen Schöpfungsgedanken ist die Physik. Die Physik ist Gottesdienst und als Gottesdienst wahr.»

Im Lichte dieser historischen Analysen wird ein grosses Reservoir von Bildern sichtbar, mit denen die verschiedenen Epochen ihr naturwissenschaftliches Selbstverständnis darstellten.

Zur philosophischen Deutung der Quantenphysik

Die Naturwissenschaften wurden während langer Zeit stark geprägt von einem mechanistischen Weltbild. In der Atomphysik des 20. Jahrhunderts ist diese Auffassung in den Hintergrund getreten. *«Die so genannten Atome sind gerade nicht kleine*



Gekräuselttes Wasser,
von M.C. Escher (Linolschnitt, 1950).

Billardkugeln, gerade nicht undurchdringliche Materie. Sie werden beschrieben durch die mathematischen Gesetzmässigkeiten der Quantentheorie und nicht durch anschauliche Bilder.»

Im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts war es durch die revolutionären Entdeckungen der Relativitäts- und Quantentheorie zu tiefgreifenden Veränderungen des Natur- und Wirklichkeitsverständnisses gekommen. *«Das wahre Wesen der Dinge bleibt verschlossen»* – diese Maxime von John Locke gewinnt einen neuen Sinn für eine Naturphilosophie, welche die Erkenntnis zu verarbeiten hatte, dass unsere Wirklichkeitsvorstellung gleichsam hinübertritt in ein anderes Bezugssystem, in dem die Begriffe der sinnlichen Welt nicht mehr gelten. Die Welt der Atome ist nicht eine verkleinerte Kopie der Alltagswelt; diese Wirklichkeit hat eine ganz andere Struktur. Sie ist in keiner Weise anschaulich zu machen und lässt sich nur mathematisch erfassen. Durch die Auflösung der «realen Wirklichkeit» wurde aber auch deutlich, dass eine Trennung zwischen «subjektiver» und «objektiver» Wahrnehmung in Strenge nicht mehr möglich ist.

Ein Grundzug der Quantenphysik wird in der Unmöglichkeit der «Objektivierbarkeit» des Naturgeschehens beschrieben. Der Begriff des Objekts darf nicht mehr ohne Bezugnahme auf das Subjekt der Erkenntnis verwendet werden. Diese Auffassung hat tief greifende Einwände hervorgerufen, mit denen sich Weizsäcker vor allem auch im interpretierenden und korrigierenden Rückgriff auf Kant auseinandersetzt. Diese Einwände beruhen – wie Weizsäcker schon im Buch *«Zum Weltbild der Physik»* schreibt – *«auf einem metaphysisch gearteten Glauben an die Existenz einer schlechthin objektiven Aussenwelt oder auf der – vor allem an Kant anknüpfenden – Überzeugung, dass die Denkmittel der klassischen Physik Vorbedingungen jeder möglichen Erfahrung und darum aus der Erfahrung heraus nicht kritisierbar seien»*. Weizsäcker zeigt immer wieder, wie die philosophische Reflexion der Quantentheorie zu erkenntnistheoretischen Positionen führt, die – bei grosser Wertschätzung für die Leistung Kants – eben über Kant hinausführen mussten.

Im Lichte der Quantentheorie wurde in einer radikalisierten Form deutlich, dass

.....

Im Lichte der
Quantentheorie
wurde deutlich,
dass die von
uns als
selbstverständ-
lich voraus-
gesetzte
objektivierbare
Welt eine
Konstruktion
unseres Denkens
ist, die uns
zu einer
zweckmässigen
Ansicht der
Wirklichkeit
und zu einer
Ordnung der
Tatsachen
verhilft.

.....

die von uns als selbstverständlich vorausgesetzte objektivierbare Welt nicht «wirklich» existiert; sie ist eine Konstruktion unseres Denkens, die uns zu einer zweckmässigen Ansicht der Wirklichkeit und zu einer Ordnung der Tatsachen verhilft, die wir aus der äusseren Erfahrung gewinnen. Arthur Eddington hat diesen Sachverhalt in seinem Buch *«Das Weltbild der Physik»* am Beispiel des *«alltäglichen Tisches»* und des *«physikalischen Tisches»* meisterhaft analysiert. Hatte die *«klassische»* Physik auf der Vorstellung einer *«objektivierbaren Welt»* bestanden, die sich als Summe von Teilen verstehen lässt, so mussten die Prinzipien der Objektivierbarkeit, der Teilbarkeit und Isolierbarkeit, der strengen Determinierbarkeit des Zukünftigen aus dem Gegenwärtigen nunmehr revidiert werden, indem sie als Näherungen aufgefasst wurden, die zwar im Bereich der klassischen Mechanik ausserordentlich gut erfüllt waren, die aber im neuen Weltbild sich als nicht mehr «tragfähig» erweisen konnten.

Materie und Geist

Bei C. F. von Weizsäcker sehen wir tief angelegte Versuche, aus der geistigen Durchdringung der modernen Physik heraus die *«Einheit von Bewusstsein und Materie»* zu denken. Eine ungegegenständliche und unanschauliche Welt, die nur noch mathematisch beschrieben werden kann, bietet auch neue Herausforderungen für das Problem von Materie und Geist, das in der Weizsäckerschen *«Einheits»*-Konzeption eine geistmonistische Deutung erfährt. Dabei werden Gedanken wieder aufgenommen, die schon in der Philosophie des deutschen Idealismus wichtig waren.

Im Menschen kommt die Natur zum Bewusstsein ihrer selbst – diese Einsicht der Philosophie von Schelling bildet für Weizsäcker einen wichtigen Ausgangspunkt für seine monistische Deutung des Materie-Geist-Problems. Weizsäcker stellt immer wieder fest, im Rahmen der Quantentheorie sei der cartesianische Dualismus von Bewusstsein und Materie überflüssig. *«Die Quantentheorie wäre mit einem «spiritualistischen Monismus» vereinbar, der eine einzige Wirklichkeit anerkennt und diese, der klassischen europäischen Philosophie folgend, «Geist» nennt.»* Hegel

drückt diesen Gedanken abstrakt in dem Satz aus: «Die Substanz ist wesentlich Subjekt», Schelling in dem Satz: «Die Natur ist der Geist, der sich nicht als Geist kennt.»

Es ist aufschlussreich, diese Position im Gespräch mit den zeitgenössischen Wissenschaften zu artikulieren – z. B. mit der Neurophysiologie, Hirnforschung, Molekularbiologie. Moderne Naturwissenschaften denken evolutionistisch. «Die abendländische Naturwissenschaft beschreibt die Welt seit dem späten 18. Jahrhundert als ein Werdendes, ein aus gestaltarmen Anfängen sich Entfaltendes: als Werden des Planetensystems aus einem Nebel, Werden des organischen Lebens aus Molekülen, als Evolution. Wie verhält sich diese Natur zum Geist?» – so fragt Weizsäcker in seinem Kongressvortrag «Geist und Natur» aus dem Jahre 1988. Wenn der Mensch in der Evolution ein Kind der Natur ist – woher kommt dann sein Bewusstsein? Wie haben wir die Natur zu denken, wenn sie das Bewusstsein aus sich hervorgehen lassen konnte?

«Wie kommt es vom Urnebel über den Planeten Erde, über Pflanzen und Tiere bis zum denkenden, wollenden, liebenden und leidenden Menschen?» – das ist eine von Weizsäcker mit Intensität gestellte Frage.

Das Erläuterungsverhältnis zwischen Mensch und Natur

Lehrreich ist in diesem Zusammenhang ein Blick zurück in Weizsäckers «Geschichte der Natur», die hervorgegangen ist aus einer im Jahre 1946 für Hörer aller Fakultäten in Göttingen gehaltenen Vorlesung. Nach der Erfahrung zweier Weltkriege und im Blick auf eine ungewisse Zukunft entwirft Weizsäcker der ersten, aus der Verzweiflung des Krieges soeben zurückgekehrten Generation von Studenten die Vision eines integrativen Bildes der Wissenschaften, das die Stellung des Menschen innerhalb der Natur und des Kosmos beleuchtet.

Die «Geschichte der Natur», die das Erläuterungsverhältnis zwischen dem Menschen und der Natur studiert, erweist sich im Rückblick als programmatische Vorstudie zum Verständnis der «Einheit des Wirklichen». In der Erforschung der «Bedingtheit des Menschen durch die Natur und der Begriffe von der Natur durch den Menschen» zeigt sich ein Weg, der uns der «Wirklich-

.....

Weizsäcker
entwirft die
Vision eines
integrativen
Bildes der
Wissenschaften,
das die Stellung
des Menschen
innerhalb der
Natur und
des Kosmos
beleuchtet.

.....

keit als Eines» und der «Wissenschaft als Ganzes» näherbringen soll.

Wissenschaftliches Denken ist verbunden mit Objektivierung, mit Abstraktion und mit Spaltung. Das begriffliche Denken hat die ursprüngliche Einheit von Mensch und Natur in den Gegensatz von Subjekt und Objekt auseinandergelegt. Die berühmten Weizsäckerschen «Kreisbewegungen», die charakteristisch sind für ein immer wiederkehrendes methodisches Vorgehen in seinem ganzen Werk, sind tiefdringende Versuche, die Einheit dieser beiden Pole dem Denken wieder zugänglich zu machen.

Weizsäcker spricht in dieser Vorlesung vor dem Hintergrund seiner damaligen astrophysikalischen Interessen über die «Geschichte der Natur». Er spricht über die Geschichte unserer Erde im Kontext der räumlichen und zeitlichen Struktur des Kosmos; über Probleme von «Zeit» und «Unendlichkeit» und die entsprechenden Implikationen für die Geschichte der Erde und des Menschen.

Die «Welt» wird hier betrachtet aus der Perspektive von «Sternen» und «Sternsystemen», und es entsteht jene universalistische Weite des Blicks, die für Weizsäcker charakteristisch geworden ist. Das Leben, die Seele, die äussere und innere Geschichte des Menschen – das sind weitere Themen dieser Vorlesung, die den perspektivischen Blick der Einzelwissenschaften mit einer souveränen Integrationskraft verbindet.

Im Blick auf die «Bedingtheit des Menschen durch die Natur und der Begriffe von der Natur durch den Menschen» entwirft Weizsäcker jenes Schema der ineinandergefügtten Halbkreise, das für sein methodisches Vorgehen in seinem ganzen Werk orientierungsleitend geworden ist. Während der erste Halbkreis das Gewordensein des Menschen innerhalb der Geschichte der Natur thematisiert, umfasst der zweite Halbkreis die historische Rolle des Menschen in der Erforschung der Natur. Dabei geht die Frage mit ein, wie der Mensch sich selbst kennt, wie er sich selbst gegenübertritt und deutet. Es ist ein grosses Thema von Weizsäcker zu zeigen, wie der Mensch in seiner Geschichte im Medium der Religion, der Philosophie und der Wissenschaften Deutungen von sich selbst entwickelt und wie diese Deutungen auf

ihn zurückwirken und ihn verwandeln. «Aus der Geschichte der Natur ist die menschliche Kultur hervorgewachsen. Aus der menschlichen Geschichte wiederum ist unser heutiges Verständnis der Natur hervorgewachsen» – so lautet eine zentrale Argumentation im Buch «Die Tragweite der Wissenschaft», dessen erster Teil die Geschichte studiert, aus der unsere wissenschaftliche Zivilisation hervorgegangen ist: «Schöpfung» und «Weltentstehung» sind hier zentrale Begriffe: Von den Kosmogonischen Mythen über die Schöpfung im Alten Testament, die griechische und christliche Vorstellung über die Weltentstehung bis zur Geschichte der modernen Wissenschaften in ihren frühen Leitgestalten wie *Kopernikus, Kepler, Galilei, Descartes, Newton, Leibniz*, Kant reicht hier die Spannweite.

Zeit und Einheit

Im Blick auf die Entstehung der Zivilisation und der Wissenschaften zeigt sich die grosse Bedeutung der Zeit. Die Entwicklung des Universums in der Physik, die Entwicklung des Lebendigen in der Biologie und die Entwicklung der menschlichen Kultur in der Perspektive der Wissenschaften – in diesen dem ersten Augenschein nach völlig unterschiedlichen Erscheinungsweisen von «Entwicklung» zeigt sich jenes Problem, das im Werk von von Weizsäcker eine zentrale Stellung einnimmt: Die spezifische Struktur der Zeitlichkeit und die – gegen eine verbreitete geisteswissenschaftliche Konvention – immer wieder betonte Geschichtlichkeit der gesamten Natur. Einerseits erzwingen die Implikationen der grossen naturwissenschaftlichen Revolutionen, wie Thermodynamik, Relativitätstheorie und Quantentheorie tief greifende Umdeutungen des «Zeit»-Verständnisses, deren Konsequenzen Weizsäcker in immer neuen Ansätzen freizulegen versucht. Andererseits versucht Weizsäcker in Auseinandersetzung mit der philosophischen Tradition die fundierend-konstitutive Dimension des «Zeit»-Problems zu erarbeiten. In seinem Buch «Die Einheit der Natur» interpretiert er die Zeit als erste Bedingung der Möglichkeit der

In seinem Buch
«Die Einheit
der Natur»
interpretiert
Weizsäcker
die Zeit als
erste Bedingung
der Möglichkeit
der Erfahrung
und damit
der Einheit
der Natur.

Erfahrung und damit der Einheit der Natur. «Die geschichtliche Zeit ist auch der Ort des Kreises der gegenseitigen Abhängigkeit von Mensch und Natur. Die Einheit von Mensch und Natur, von Subjekt und Objekt scheint ihren Grund in der Einheit der Zeit zu haben.»

Die Darstellung des Problems der «Einheit» kann im Rahmen einer unvollendeten Wissenschaft nur die Form eines durch Beispiele erörterten Programms haben. Weizsäcker setzt dazu immer wieder aus verschiedenen Perspektiven an – in Auseinandersetzung mit den Wissenschaften, mit der zeitgenössischen Wissenschaftstheorie, vor allem aber in einer sich vertiefenden Reflexion des Begriffs der «Einheit». Im Zentrum steht dabei die Platonische Philosophie, die die sinnlich gegebene materielle Welt gewissermassen nur als vielheitliche Erscheinung der Welt des Geistes versteht.

«Zeit und Wissen» heisst Weizsäckers grosses Werk aus dem Jahre 1992, das er als die «Summe» seines Denkweges versteht. Was heisst «Sein»? Was heisst «Wissen»? Was heisst «Zeit»? Diese Fragen werden an die Metaphysik, an die Religion und an die Wissenschaften gestellt. «Für die Metaphysik in ihrem höchsten Anspruch gibt es nur ein Seiendes, dieses ist dasselbe wie das eine Bewusstsein; wir aber, Himmel und Erde, Menschen, Tiere, Pflanzen, sind Erscheinungen des Einen im Medium der Vielheit, im Medium des Werdens und Vergehens, im Medium der Zeit. Für die biblische Religion ist die Zeit das Feld der Heilsgeschichte, von der Schöpfung über die Sünde bis zur Erlösung der Welt. Für die abendländische Wissenschaft, welche die Vielheit der Dinge in der Welt betrachtet, kennzeichnet reales Sein die Objekte des Wissens. (...) Das Wissen schreitet fort in der Zeit der menschlichen Geschichte, und dieses ist eingebettet in die Geschichte der Natur. Verstehen wir eine dieser Positionen? Verstehen wir ihren Zusammenhang?» – Das sind die zentralen Ausgangsfragen, die Weizsäcker in «Zeit und Wissen» aufwirft. Die Frage nach dem inneren Zusammenhang dieser drei Positionen bildet einen radikalisierten Antrieb für das Spätwerk von Carl Friedrich von Weizsäcker. ♦